Das war vor sechzehnhundert Jahren. Der Knabe Alarich ward dann Führer seines Volkes, ward König, und die Legende weiß, daß ihn die Scharen tapferer Goten im Busento begruben.

Krachende Stämme, rauschende Wipfel, der Sturm und der Uhu, dieser König der Nacht, gehörten damals noch zusammen. Heute siedeln seine Nachfahren wohl da und dort in fürchterlichen Waldeinsamkeiten; man muß Glück haben, einen zu finden — etwa an einem Felsblock im Forst. Wo er wohnt, sieht's schrecklich aus: da liegen Aaelbälge herum und Reste von Hasen, von einem Jungrey oder von Wildenten. Der Fels, in dem er haust, ist bekalkt. Dann kann es geschehen, daß man ihn vor der Tür seiner Hütte sieht, aufgepludert wie ein Federrad, mit Steiß und gebreiteten Flügeln gegen den Fels gelehnt; der Kopf mit den glühenden Augen bildet die Mitte der grauen Scheibe. So läßt er sich von der Sonne bescheinen und empfängt den Besucher mit hexenhaftem Zorngelächter.

Nun, seinesgleichen sind eine Seltenheit geworden. Ein Stück Nachtpoesie. Und der Hüter einer großen Ueberlieferung. Er selber nun: der wilde Käaer.

Heimatecke

Steuerveranlagung im Kreise Warburg im 30jähr. Kriege

Von Dr. Wiemers, Münster

Manchmal hört man die Leute auch dann von der guten alten Zeit reden, wenn sie sich daran erinnern, wie schnell und ohne Umständlichkeit sie in der Vorkriegszeit um 1910 noch ihre Steuern entrichten konnten. Da gab es nicht viel Fragen und Federlesen, da brauchte man seinen armen Schädel nicht in all seinen Kanten durchstöbern, wie all die mühseligen Fragen beantwortet werden sollten, die die Finanzämter heute beantwortet wissen wollen: Umsatzsteuer, Vermögenssteuer, Einkommensteuer! Manchmal 16 ganze Druckseiten voll Fragen, und eine noch komplizierter für ein landwirtschaftliches Gemüt wie die andere, das zwar wohl auf der Schule und später ein halbes Dutzend Buchführungskurse samt teuren Büchern über sich hat ergehen lassen müssen, aber dem die Praxis der Buchführung und Steuererklärung doch immer ein Buch mit 7 Siegeln blieb. Der Landwirt fühlt sich auf dem Acker zu Haus, aber nicht am Schreibtisch. Und trotzdem kommt eine immer größer werdende Zahl von Landwirten, ungeachtet aller Schwierigkeiten heute dazu, Zahl an Zahl in ihre Bücher zu reihen, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, um die Fragen der Steuerbehörde beantworten zu können. Aber auch — woran nur die wenigsten denken — um die peinlich genaue Unterlage und den Maßstab für den Stand der Wirtschaft zu schaffen, denn die Landwirte in einer so geldkranken und für den Bestand der Höfe und jedes anderen Besitzes so gefahrvollen Zeit unbedingt brauchen, wie wir sie heute wieder haben. Sie bekommen so endlich den zahlenmäßigen Ueberblick über ihre finanzielle Situation, wie ihn die anderen Berufe längst alle haben und der für die Landwirte, so wenig es die Alten glauben mögen, ganz besonders unentbehrlich ist. Der Zwang der Finanzämter und ihr nimmermüdes Frage- und Antwortspiel hat auch sein Gutes, was von den Kurzsichtigen meist erst nachher erkannt wird. So war es auch am Ende des dreißigjährigen Krieges im Warburger Gebiet, wie diese Zeilen zeigen werden. Wie die Steuerveranlagung auf dem Lande vor 300 Jahren vor sich ging, sei hier an der Schilderung einer Steuerveranlagung in einigen unserer Dörfer gezeigt. Wie es hier zuging, so mag es damals ähnlich in anderen deutschen Landesteilen ebenfalls zugegangen sein.

Um ein Bild davon zu bekommen, wie damals die Steuerbehörden tätig waren und wie nach Kriegesnot Zeiten der Finanznot und Steuerunbequemlichkeiten naturnotwendig folgen, sei aus dem Winter 1643 folgendes erzählt. Auf Veranlassung der bischöflichen Regierung in Paderborn wurde der Warburger Notar Anton Hagemann am 17. Juli 1643 mit den Vorarbeiten zur Veranlagung für das Jahr 1644 beauftragt. Hagemann setzte sich seit September 1643 mit den Ortsgeistlichen der zu veranlagenden Orte in Verbindung. Die Geistlichen beriefen dann für einen bestimmten Tag die Bewohner von meist 3—4 Nachbardörfern zur mündlichen Abgabe der Steuererklärung ins Kirchdorf, indem sie den Termin von der Kanzel bekannt gaben.

Auch in der Nachkriegszeit des dreißigjährigen Krieges werden die Bauern des Fürstbistums Paderborn zuerst Schrecken bekommen haben, als das fürstbischöfliche „Landesfinanzamt" von damals durch den Herrn fürstbischöflichen Kommissarius Anton Hagemann, Notarius publicus aus Warburg mit seinen Sekretären — gewissermaßen ein fliegendes „Finanzamt" — das Land bereisen ließ und mit rund 50 Hauptfragen und zahlreichen Nebenfragen an jeden einzelnen Steuerpflichtigen — 1643 hieß es Kontributionspflichten — herantrat und jeden Einzelnen ins Gasthaus oder Pfarrhaus des Ortes zitieren ließ, um ihn in Gegenwart des Ortsgeistlichen bekennen zu lassen, was die nachfolgenden 50 Fragen wissen wollten. In den Städten waren die gestellten Fragen noch um 8—10 zahlreicher. Feierlich hinter einem Tisch aufgepflanzt saßen während des Steuertages der Herr Notar mit seinen beiden Steuersekretären und der Herr Pfarrer da. Die ersteren mit einem Gänsekiel bewaffnet, vor ihnen schmale Aktenhefte, Tintentopf und Streusandbüchse. Jeder Bauer wurde einzeln vorgerufen und dann wurden die Fragen gestellt, die weit zahlreicher und eingehender als die heute gestellten Fragen waren, da die heutigen Fragebogen mehr Erläuterungen enthalten als wirkliche Fragen.

Die Fragestellung erfolgte in einer bestimmten Reihenfolge entsprechend dem Standesunterschied der Bauern. Es kamen gemäß Ordo examinis (Veranlagungsordnung) nach dem Adel, der aber meist in der Stadt im Bureau des Notars erschien, vorausgesetzt, daß er überhaupt steuerpflichtig war, „die volle Meyer für erst", dann „die halbe Meyer", drittens „die große Köttere, so landt haben", weiter „die kleine Köttere, so kein landt haben", und zuletzt heißt es: „Wegen der abwesenden verlauffenen oder versagten Meyer und Köttere sollen richter und vorstehers berichten, so viel sie wissen". Bemerkenswert ist, daß unter den Fragen sich keine befinden die sich auf die Familie, die Zahl der Kinder oder der sonst unterhaltenden Personen bezieht. Eine generelle Anweisung in solchen Fällen die Schätzung zu ermäßigen, existierte nicht. Es mag aber die Hinzuziehung des Pfarrers nicht allein einen steuerlichen Grund, sondern auch einen sozialen Grund gehabt haben. Jedenfalls gehen die Bemerkungen am Schluß einer jeden Vermögens- und Einkommensbefragung, die auf besonders betrübte und armselige Verhältnisse des Befragten Bezug nehmen, offenbar auf Hinweise des mit den Verhältnissen vertrauten Seelsorgers der Gemeinde zurück, der stets bei der Befragung zugegen war.

Das feierliche Frage- und Antwortspiel entwickelte sich in folgender Reihenfolge: 1. wie er heiße? 2. ob er Haus, Hof und Scheune habe und wieviel Sparren auf dem Wohnhause seien? 3. ob er Erblande habe und wieviel davon zehntfrei. oder ob er zehntbar Land habe undt wie theuer Er einen morgen schätze? 4. ob er Lehenlande habe, von wem, wieviel. zehentbar oder zehentfrei. wie theuer ein morgen? 5. wieviel Huben oder morgen Meyerlandt Er habe, zehentbar oder zehentfrei, wem Er die pacht gebe und wie viel? 6. wieviel morgen wiesenwachse Er habe wie theur ein morgen? 7. wieviel davon versetzet, wie hoch ein morgen? 8. wieviel Tagewerk oder bundt Roggen Er eingeerndet? 9. wieviel malter oder schepfel noch im vorrath seien? 10. wieviel winterfath? 11. und wieviel im vorrath? 12. wieviel Gerste? 13. wieviel vorrath davon? 14. wieviel haberen? 15. und wieviel vorrath? 16. wieviel Ruzeug? 17. wieviel im vorrath? 18. wieviel morgen Roggen Er von seinem landt verkaufft, weme undt wie theur? 19. wieviel tage Er im Jahre mit der Handt und pflug, undt weme, dienen müssen? 20. wieviel Höffe Er habe undt wieviel sie zu morgen machen, wie theur? 21. wieviel Sparren am Hause? 22. wieviel an der Scheuren? 23. wieviel pferdte Er habe und wie theur? 24. wieviel zugochsen und wie theur? 25. Kühe wie theur? 26. wieviel 2jehrige Rinder? 27. wieviel jehrige Rinder? 28 wieviel Essel? 29. wieviel Stutten? 30. wieviel Föllen? 31. wieviel schweine, hesselinge undt sickeln undt wie theur? 32. wieviel schaffe tragendt (nach Böcken wird nicht gefragt)? 33 wieviel Lämmer? 34. wieviel alte tragende Ziegen? 35. wieviel jehrige? 36. wieviel morgen landes andere in sein landt für die pfacht de aetate praeterite (im letzten Jahre) gesaet undt waß sie vom morgen zu winter oder sommer gegeben? 37 wieviel Er in andere Länderei gesaet wie vorhergeht? 38. wieviel morgen roggen er itzo an der Erdt habe, wieviel weitzen wieviel wintersadt? 39 ob auch andere in sein landt zu winter gesaet an roggen, wintergerst, weitzen und wie viel? 40. wieviel gewisses Gelts Er ausstehent habe? 41. wieviel ungewisses? undt 42 wieviel Er selber schuldig sei. (Forts. folgt.)

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 65 | **13. August 1932** | **6. Jahrgang**

Gegen den Strom

Roman von Olga Wohlbürd

(Nachdruck verboten)

30. Fortsetzung)

Jetzt noch kann ich nicht daran zurückdenken, ohne bitterlich zu weinen...

Aber es ist doch alles besser abgelaufen, als wir alle dachten, nicht wahr, meine gute Mama? Stöven ist abgezahlt und Ihr sitzt wieder ruhig in unserer ‚Goldenen Krone'... Daß Klaus Stöven mir ab und zu eine Karte schickt, habe ich Dir, glaub' ich, schon mal geschrieben. Mehr als ein Gruß steht allerdings nie darauf.

Aber ich finde es riesig nett von ihm, daß er überhaupt an einen von uns das Wort richtet. Antworten habe ich ihm bisher nie können, weil er keine Adresse angab. Nur das letztemal: Bekaniske Stibsverstaedt, Bergen. Da hab' ich ihm umgehend ebenfalls eine Karte geschickt. Auch nicht mehr als einen ‚herzlichen Gruß'. Wenn er mehr erfahren will, braucht er ja nur zu fragen. —

Rupert ist übrigens gestern aus Berlin vom Aerztekongreß zurückgekommen. Er hat dort den lustigen Justizrat getroffen, mit dem wir seinerzeit — weißt Du noch — in Potsdam zusammengewesen sind. Der hat erzählt!...

Also die Firma ‚Sprottenkönig' existiert noch am Alexanderplatz, aber sie ist in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden. Herr Stöven soll ganz rasend gewesen sein damals. Er hat seine Frau sofort nach Kiel zurückgeschickt und in die Wohnung, die für Marianne bestimmt gewesen war, irgendein ‚Dämchen' hineingesetzt! Was sagst Du? Ein ganz wüstes Dämchen, das, wie der Justizrat sagte, Stöven früher nicht mit der Pinzette angefaßt hätte. Dieser Person hat er all die schönen Möbel, Mariannens Kleider, Pelze, ja sogar den Schmuck geschenkt. Und dabei soll er geäußert haben: ‚Nun ist doch alles in die richtigen Hände gekommen!' — Als ob Stöven es darauf angelegt hätte, alles zu besudeln, was mit Marianne im Zusammenhang gestanden. Der Justizrat hat schließlich Madame Stöven geschrieben und sie gebeten, ihren Mann zur Vernunft zu bringen.

Es soll böse Auftritte gegeben haben, denn Herr Stöven war unter keinen Umständen zu bewegen, nach Kiel zurückzukehren, weil er behauptete, daß die Leute dort mit Fingern auf ihn zeigen würden. Die kleine Madame Stöven erlitt infolge all der Aufregungen einen Schlaganfall, denke Dir! Die ganze linke Seite war ihr lange gelähmt, und sie mußte über ein Jahr in einem Sanatorium zubringen. Inzwischen verkaufte Herr Stöven sein Kieler Haus, und als dann seine Frau soweit hergestellt war, ist er mit ihr auf Reisen gegangen.

Jetzt leben sie irgendwo im Süden. Klaus Stöven soll die ganze Zeit über nur ein einziges Mal in Berlin gewesen sein — eben, als die Mutter so schwer krank war.

Es scheint, daß bei dieser Gelegenheit eine Aussöhnung zwischen ihm und dem Vater stattgefunden hat. Und es scheint auch, daß es Klaus und seiner Mutter gelungen ist, Mariannens Handlungsweise in ein anderes Licht zu rücken. Denn Herr Stöven, der bis dahin keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, mit tiefster Verachtung und Empörung von Marianne zu sprechen, hat seither vermieden, von ihr zu reden. Justizrat Till meinte, die Entrüstung über Marianne wäre eine ganz natürliche Reaktion gewesen.

Jedenfalls mußte ich Dir das alles gleich mitteilen. Und wenn Du kommst — mach' Dich nur recht schön, meine gute Mama — dann fällt mir vielleicht noch dies und jenes ein, das ich Dir erzählen könnte... Bis dahin seid umarmt von Eurer Fränze."

Frau Ulrike Lindlieb hatte kein Kleid, um sich „schön zu machen", kein Geld, um die Reise zu bestreiten, und kein Gesicht, das unter festlich gestimmte Menschen paßte.

Sie hatte — und das war schlimmer — auch keinen Mann mehr, dem sie den Brief hätte zeigen dürfen.

Sie las ihn — zwei- und dreimal und gab ihn zu den welken, vergilbten Blättern unter rosa und blauen Bändern, die sie ängstlich vor Gustav Lindliebs Blicken hütete.

Und die Tage und Wochen schlichen weiter an ihr vorbei, stumpften ihr die Sinne und drückten ihr das Herz ab, bis es wieder einmal Herbst wurde und die kahlen Aste der Linden gegen das morsche Mauerwerk der „Goldenen Krone" schlugen in dem rauhen Novembersturm. — —

* * *

Gustav Lindlieb mußte wieder einmal nach M... fahren. Die Bank hatte ihm geschrieben, daß einer ihrer Kunden nicht abgeneigt wäre, die gekündigten Hypotheken abzulösen. Auf einen gewissen Verlust müsse er sich freilich gefaßt machen. Aber besser etwas als alles verloren! Denn wenn er es zu einer Subhastation kommen ließe, dann...

Gustav Lindlieb tobte. Und als der Kopf ihm wirr wurde von dem Kognak, den er hinabstürzte, um die „Übelkeit hinunterzuspülen“, brüllte er seine Frau an.

Das hatte er nun davon, daß er „eine große Dame“ geheiratet hatte. Drei Dienstboten mußte er ihr halten! Bei den Zeiten! Drei Dienstboten!... Im „Hecht“ trug die Wirtin am Sonntag eine halbpfundschwere Goldkette um den Hals und bediente die Gäste doch auch eigenhändig! Und an Waschtagen stand sie selbst mit am Waschfaß! Der Hechtwirt aber hatte schon wieder zwei Kühe zugekauft und einen Korbwagen angeschafft!...

„Meinetwegen kannst du die Magd entlassen... Wenn uns das rettet...“

Frau Ulrikens Ton war so ergeben, daß er ihn fast ernüchterte.

„Rettet! ... Rettet! ... Weibergewäsch! Aber eins kommt zum anderen! Wenn ihr bloß rechnen könntet!!... Was so ein Frauenzimmer verfrißt... das alleine! Und im Winter soll ihre Kammer auch noch warm sein!“

„Morgen kündige ich ihr. Mehr kann ich nicht tun.“

Frau Ulrike Lindlieb wickelte ihre Hände fester in den schwarzen Wollschal und starrte durch das Fenster auf die kahlen Äste.

„Na ja... Frau... vorläufig... Schwere Zeiten... Der Hechtwirt will anbauen, heißt es. Einen Festsaal. Bis jetzt waren wir hier die einzigen. Und wenn das wahr ist... dann... ja, dann weiß ich nicht. Oben der Protzenkasten — hier unten der ‚Hecht‘...“

Gustav Lindlieb fiel auf einen Stuhl. Er stützte den Kopf in die Hände. Nie hatte sie ihn so gesehen. Mit dem stieren, stumpfen, leeren Blick. Seine Schultern hingen herab, wie beschwert von hundert Gewichten. Sein graues Haar lag ungeordnet, zerwühlt um die fahlen Schläfen.

Was war aus ihrem Manne geworden! Aus dem stattlichen Kronenwirt mit dem gepflegten Äußeren!...

Heiß schoß es ihr in die Augen, und sie wendete sich ab.

In diesem Augenblick hätte sie willig selbst die blaue Stube hingegeben mit allem, was sie an Erinnerungen barg, um ihren Mann vor sich zu sehen — so, wie er einst war, und auf ihre Lippen stieg leise ein klagendes, zärtliches: „Mein Gustel... mein armer Gustel!“, der Name, den sie ihm in den ersten Tagen ihres jungen Eheglücks gegeben...

Am nächsten Morgen aber kündigte Frau Ulrike Lindlieb wirklich der Magd.

Ein stiller, klarer Spätherbsttag war es.

Frau Lindlieb zog ihr gutes schwarzes Kleid an und ging hinaus auf den Friedhof. Sie saß gern auf der schmalen, grünen Bank, seitwärts von dem schwarzen, vornehmen Marmorkreuz mit der goldenen Inschrift: „Hier ruht unsere teuere Großmutter Marianne Schnee.“

Stövens fünfzehntausend Mark hatten damals auch dieses Kreuz bezahlen helfen und die kleine schmiedeeiserne Umfassung, die den Grabhügel der Demoiselle Schnee als etwas Besonderes von den Gräbern der übrigen Steingauer trennte.

Und wenn Frau Lindlieb auf der grünen Bank saß, an dem immer noch wohlgepflegten Hügel, dann versank für sie die trostlose, häßliche Gegenwart, sie spürte wieder lebendiger den Zusammenhang mit einer Zeit, deren Glanz und Romantik über zwei Generationen hinaus nichts von ihrer Leuchtkraft für sie eingebüßt hatten.

Sie kam dann immer ein wenig getröstet und in hoffnungsvoller Stimmung zurück, wie wenn sie aus der Luft, die über dem Grabhügel ihrer Großmutter wehte, neue Kraft geschöpft hätte.

Als sie diesmal heimkehrte, eiliger als sonst, weil ihr Mann verreist war, da saß richtig ein Gast in der getäfelten Stube.

Frau Lindlieb knüpfte hastig ihre Hutbänder auf und warf den Mantel ab.

„Na, da sind Sie ja, Frau Lindlieb...“

Es war Apotheker Rothe.

Älter geworden auch er. Wie eingewachsen in die Erde, mit seiner untersetzten, breiten Gestalt; der graue Bart ganz weiß geworden. Eine mächtige Hornbrille auf der Nase.

Er stand auf und streckte ihr die Hand entgegen.

Sie wurde rot. Gar zu dürftig sah alles aus, auch das Bier im Glase so schal, und kalt war es in der Gaststube — nicht einmal den Mantel hatte Rothe abgelegt.

„Legen Sie doch Holz nach, Anna.“

„Es ist ein Kreuz mit der Zentralheizung, Herr Rothe.“

„Ja... ja... Frau Lindlieb, kennen wir. 's geht nichts über einen alten guten Ofen. Na — lassen Sie sich mal ansehen... Bißchen spitz geworden. Haben Sie immer noch Ihre Kopfschmerzen? Ja, die können einem zusetzen! Wenn's früher hier in der Apotheke bei mir klingelte und Kopfschmerzpulver verlangt wurde — ‚aha!‘ sagte ich, ‚das ist für die Frau Lindlieb!‘“

Ulrike lächelte matt.

„Damit geht's besser, Herr Rothe...“

Sie hatte in der Tat seit Jahr und Tag keine Kopfschmerzen mehr gehabt. Ihr fehlte wohl die Zeit dazu.

„Wenn das Frieren nicht wäre, Herr Rothe, das ewige Frieren.“

„Ja, dagegen gibt's nur Grog! Und den wollen wir jetzt trinken, Frau Lindlieb! Und nach meinem Rezept! Auf der Getränkekarte im ‚Grand Hotel‘ ist er als russischer Grog angeführt. Jedes Ding muß seinen Namen haben. Also — heißen Tee, Frau Lindlieb, Rotwein, Arrak, 'n Schuß Kognak, Zitronenschale, zwei Nelken — Zucker. Alles ein bißchen durcheinandergekocht, und zum Schluß ein Löffelchen Zitronensaft. Das Zeug trinken Sie dort oben wie närrisch! Macht warmes Blut und gute Laune! Ich lade Sie ein, Frau Lindlieb. Zwei Gläser. Eine Mark fünfzig das Glas. Gemacht das Geschäft, wie? Wollen unsere Enkel leben lassen, die Jugend... Waren doch nette Zeiten in der ‚Goldenen Krone‘... gemütlich!...“

Frau Lindlieb eilte in die Küche, riß die großen Schiebekästen auf. Ein paar Nelken fanden sich noch auf dem Grunde einer Tüte, auch Zitronen, Kognak und Arrak gingen nie aus; und ein paar Flaschen Rotspon waren noch von der Hochzeit der Schreinerstochter her geblieben.

Apotheker Rothe fuhr sich bedächtig durch seinen weißen Bart und blickte über die Brille hinweg in der Stube herum. Das sah hier aus!... Na —! Es fragte sich doch noch sehr, ob die „Goldene Krone“ je wieder ein Geschäft würde! Daß die Lindliebs im Aussterbezustand waren, wußte er. Aber wie kurze Zeit sie noch zu leben hatten — das sah er erst jetzt. Und wenn Alexander seine Gesellschaft auf den „alten Kasten“ hetzte, dann wußte er, warum er es tat!...

Ja... der! Der hatte es zu was gebracht! Aber er schlief nicht ein darüber! Talheim war ja ganz schön... aber Steingau sollte ihm auch untertan werden. Die „Goldene Krone“ als „Dépendance“ und in Steingau Villa an Villa wie in Talheim! Zwischen beiden aber, verbindend und trennend zugleich, alles auffangend und über alles gebietend, das ‚Grand Hotel‘. Alexander Rothe Generaldirektor, Hauptaktionär... Millionär in acht bis zehn Jahren.

Talheim bot keine Entwicklungsmöglichkeiten mehr. Die „Goldene Krone“ aber in ihrer jetzigen Verfassung war undenkbar in einer neuen, eleganten Villenstraße. Daß Lindlieb Hypothekengelder suchte, war kein Geheimnis. Alexander Rothe hatte einen Strohmann gefunden, der sie ihm geben sollte. Es war dann ein leichtes, das Haus zur Subhastation zu bringen.

Ganz einverstanden war Apotheker Rothe mit diesem brutalen Geschäftsvorgang denn doch nicht. Und er meinte: „Vielleicht verkauft Lindlieb. Dann steht er doch nicht als Bettler da. Ein Lindlieb!...“

Der junge Rothe zuckte die Achseln. Was war ihm der Lindlieb! Eine nicht allzu freundliche Jugenderinnerung. Ein hochmütiger Narr, der sich dem Fortschritt, der neuen Zeit und ihm selbst widersetzte! Ein Pechvogel außerdem und eingebildeter Besserwisser. Was gingen ihn die Stunden an, die sein Vater am runden Stammtisch verbracht hatte, der Ruf der Lindliebs, der sich von Großvater auf Enkel vererbt hatte...

(Fortsetzung folgt)

In einer Stunde 900 Besucher im Kölner Dom. Ein Domschweizer des Kölner Doms hat kürzlich der Schriftstellerin Irma Fiebig ein Interview über seine Erlebnisse gewährt und teilte bei dieser Gelegenheit mit, daß er an einem Nachmittag am Domportal in einer Stunde etwa 900 Besucher gezählt habe. Man braucht dies wohl kaum als ein besonders hohes Einzelergebnis anzusehen; denn der Kölner Dom übt eine so starke Anziehungskraft auf alle Besucher der Rheinmetropole aus, daß es kaum einen Fremden gibt, der nicht seine Schritte zunächst zu dem gewaltigsten Bauwerk der Gotik auf deutschem Boden lenkt.

Sie ist für Reinlichkeit

Skizze von Joh. Edward Brand

Ingenieur Ebermann kam heute früher als üblich aus der Fabrik nach Hause. Eine Maschinenausbesserung gab den Anlaß dazu. —

Schon auf der Treppe seines Landhauses vernahm er die Stimme seiner Frau. Elisabeth schien mit irgend einem Besuche im Gespräche zu sein.

Neugierig trat Ebermann ein.

Eine gar nicht übel aussehende Frau, die ganz den Eindruck einer Dame machte, saß da auf dem Polsterstuhl. Er war der Meinung, daß ihm seine Frau den Besuch vorstellen werde. Aber das geschah nicht. Vielmehr sagte Elisabeth: Es handelt sich um die neue Köchin, Hermann.“

Ebermann brannte sich eine Zigarette an und war im Begriff zu gehen. Die Verhandlungen mit der „neuen Köchin“ gehörten ausschließlich zu den Befugnissen seiner Frau.

Da hielt ihn eine an die Bewerberin gerichtete Frage zurück: „Ihre Zeugnisse, meine Gute, sind sehr alt. Waren Sie denn in den letzten beiden Jahren nicht in Stellung?“

Die Antwort verblüffte in ihrer Kürze und Offenheit: „Nein, gnädige Frau, ich war im Gefängnis.“

Das Dienstbüchlein, in dem Frau Elisabeth blätterte, fiel auf den Teppich.

Der Ingenieur hob es auf.

„Ich bin Minna Cordes! Vielleicht erinnern sich gnädige Frau an meinen Fall?“

„Bedaure, nein!“ Frau Elisabeth hob die Schultern.

Ebermann glaubte entschuldigen zu müssen: „Es geschieht heutzutage auch gar zu viel. Jeden Tag ein gutes Dutzend neuer Fälle. Da ist es schon ein Ding der Unmöglichkeit, das alles im Kopfe zu behalten.“

„Freilich, freilich!“ Minna Cordes machte eine Kunstpause, bevor sie vollendete: „Ich bin also die Frau, die ihrem Bräutigam einen Topf voll siedenden Wassers in's Gesicht gegossen hat. Er starb an den Brandwunden.“

Frau Elisabeth maß sie jetzt von oben bis unten.

Ebermann fragte: „Und aus welchem Grunde taten sie das?“

„Die Zeitung war daran schuld!“

„Welche Zeitung?“

Minna Cordes erzählte: „Also! In diesem September werden drei Jahre darüber verflossen sein, daß ich Paul Kunderts Bekanntschaft gelegentlich eines Tanzvergnügens gemacht habe. Ich kann nicht sagen, daß er mir sonderlich gefallen hätte. Aber er machte mir den Hof. Er verliebte sich richtiggehend in mich. Schließlich hielt er um meine Hand an. Das schmeichelte meiner Eitelkeit. Wie wir Frauen nun doch einmal alle miteinander sind! Wir kommen uns samt und sonders größer vor, wenn wir auf dem Standesamt vorgesprochen haben. Es ging alles in schönster Ordnung. Das Glück schien uns zu lächeln. In einer herrschaftlichen Villa war die Hauswartstelle frei. Der Besitzer, ein millionenschwerer Großindustrieller, suchte ein junges Ehepaar. Wir waren so gut wie angenommen. Da schob Paul das Angebot unter allerhand Vorwänden hinaus... Die schöne Stelle! Ich war außer mir. Ich machte ihm Vorwürfe. Schließlich rückte er mit der Sprache heraus: Er hatte ein Verhältnis mit einer Verkäuferin!“

„Und da trieb Sie die Eifersucht zu Ihrer Tat?“ fragte Ebermann.

„I, wo! Die Zeitung ist daran schuld.“

„Das sagten Sie schon einmal.“

„Warten Sie! Ich wollte unter keinen Umständen die schöne Stellung in der Villa auf's Spiel setzen. Heutzutage, angesichts dieser Arbeitslosigkeit! Darum sagte ich zu Paul: ‚Aber das ist doch kein Hindernis für unsere Heirat. Eifersucht ist mir fremd. Du besuchst also Deine Freundin noch ab und zu, machst ihr die Sache klar und läßt die Geschichte langsam einschlafen!‘“

„Und?“

„Paul war damit einverstanden. Alles wäre gut gegangen, und wir säßen jetzt längst in dem Hauswarthäuschen der Villa — ein entzückendes Häuschen, versichere ich Sie — wenn eben nicht die Zeitung gewesen wäre! Aber sie war da. Sie lag unter meinem Gasherd, wo ich sie der Reinlichkeit halber ausgebreitet hatte. Eine Nummer der ‚Nachrichten‘. So oft ich an dem Gasherd zu tun hatte, fiel mein Blick auf das unglückselige Blatt. Mehr als zwanzigmal habe ich diese Zeilen fast einen ganzen Monat lang gelesen. Stellen Sie sich doch, bitte, vor, was das zu bedeuten hat! Sie bohrten sich so tief in mein Gedächtnis ein, daß ich noch heute von diesen Zeilen träume. Auf Schritt und Tritt habe ich sie vor mir. Diese Zeilen und was es sonst noch auf dieser Seite gab. Eine neue Konferenz. Hagelwetter im Schwarzwald. Eisenbahnkatastrophe. Und — Eine Furie! Das erweiterte Schöffengericht in Bautzen verurteilte Lisa Eva Graupner wegen Totschlags zu 4½ Jahren Gefängnis. Nach einem Streit mit ihrem Ehemann hatte sie diesen, wie erinnerlich, in den Waschkessel gestoßen und bei lebendigem Leibe gesotten. Da die Tat im Affekt geschah, billigte ihr das Gericht mildernde Umstände zu.‘ Das las ich wieder und wieder an jedem neuen Tage, schier einem ganzen Monat lang — begreifen Sie nun?“

Frau Elisabeth hatte sich erhoben. Sie gab das Dienstbüchlein an Minna Cordes zurück und sagte:

„Ich bedaure unter diesen Umständen auf Sie verzichten zu müssen.“

„Das dachte ich mir“, erwiderte Minna Cordes und ging.

Als sie draußen war, meinte Ebermann: „Eigentlich hast Du recht. Zusammen mit einer Mörderin, die einem auch noch die Mahlzeiten bereitet! Ein unerträglicher Gedanke!“

Frau Elisabeth lachte: „Bist Du altmodisch, Hermann! Mörderin, das wäre das wenigste! Aber, bitte, bedenke. Einen ganzen Monat lang läßt diese Person dieselbe Zeitung unter dem Gasherd liegen! Da bin ich denn doch für Reinlichkeit!“

Der wilde Jäger

Eine Skizze von Uhu von Veit Valentin

„Buhuu!“

Dieser hexenhafte Nachtruf ist im deutschen Gebirgswald längst eine Seltenheit geworden. Die paar Uhus, die es noch gibt, führen in Finsternis und Feindseligkeit ein ungeheuer einsames Dasein.

Zu anderen Zeiten — je früher, je mehr — hallten die nächtlichen Eichwälder wider von dem Ruf, der manchmal klingt wie das Heulen des Sturmes. Tags predigten die Christenpriester „Wotan ist tot!“ und nachts die Uhus „Es leben die Götter!“ Sie riefen das aus einem Jahrhundert ins andere. Da wurde die Sage vom „Wilden Jäger“ daraus. Wie sich das aus einer Unterhaltung herleiten läßt, die der Knabe Alarich mit seiner Großmutter am Herdfeuer in einem Blockhaus westlich des Schwarzen Meeres hatte; im heutigen Bulgarien etwa.

Es war eine verwüstete Mitternacht, die Wolken hingen in Fetzen zwischen Himmel und Wipfel; in der Nähe des Blockhauses dröhnte ein Wildwasser.

Da trat der Knabe Alarich zu der alten Frau, die noch am Herdfeuer hantierte, und sagte: „Hörst Du es, Großmutter? Buhuu! Buhuu!“

„Ich höre, mein Kind.“

„Es ist so herrlich und gruselig, daß man nicht schlafen kann. Willst Du mir nicht wieder die Geschichte von dem Reiter über dem Eichwalde erzählen?“

Die alte Frau stieß ein Scheit in den Brand, der Knabe rückte an die Herdstatt heran und schaute erwartungsvoll zu der Großmutter auf, der wirr der Haarschopf ums Gesicht hing. Ihre Gedanken flogen rückwärts, in die Zeit, in der sie mit ihrem Gotenvolke noch droben gesessen hatte im Nordland, zwischen Weser und Elbe.

Dann berichtete die Alte mit gedämpfter Stimme von Ulfilas und von den neuen Predigern, welche die alten starken Götter absetzten. „Deshalb halten die nun Heerfahrt in der brausenden Finsternis der Nächte. Hörst Du, Alarich? Das sind sie. Doch sollst Du es der Mutter nicht sagen, was ich Dir von ihnen erzähle: denn sie ist eine Christin.“